

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 211 Bromberg, den 15. September 1933.

Ein Roman aus Haiti von Hans Possendorf:

Damballa ruft!

(15. Fortsetzung.

„Nun hören Sie einmal ruhig zu", beschwichtigte der Anwalt. „Es gibt nämlich einen guten Ausweg: Die Überwachung der Zivilbehörden ist seit ein paar Tagen an einen Ihrer Landsleute, an Herrn Hauptmann Wood, übertragen worden. Er ist also zurzeit in allen Zivilsachen sozusagen allmächtig. In ganz Haiti kann Ihnen jetzt niemand besser helfen als er. Gehen Sie zu ihm hin und bitten Sie ihn, daß er die Heiratserlaubnis für Mademoiselle Touzard einfach verfügt. Dann ist mit einem Schlage alles erledigt." —

Bald darauf saß Oliver Hauptmann Wood in dessen Büro gegenüber. Der amerikanische Offizier wurde immer unruhiger, je länger Oliver sprach, und fragte schließlich: „Sie wollen also allen Ernstes eine Haitianerin zu ihrer Frau machen?"

„Ja, es ist mein fester Entschluß, Fräulein Touzard zu heiraten", erwiderte Oliver. „Mit ihrer Erbschaft hat dieser Entschluß natürlich nichts zu tun."

„Das Mädchen ist doch nicht etwa eine Negerin?"

„Aber nein! Ihre Mutter war Französin."

„Also eine Mulattin?"

„Sie hat nicht einen negerhaften Zug in ihrem Gesicht", wich Oliver aus.

„Schreiben Sie mir gefälligst die Personalien und die Adresse des Mädchens auf!" Hauptmann Wood schob Oliver einen Notizblock zu.

Als Oliver es getan hatte, fragte Wood weiter: „Was machen Sie denn eigentlich hier in Haiti?"

„Ich bin zum Vergnügen hierher gereist."

„Seltsame Art, sich zu vergnügen. Wie lange sind Sie schon hier?"

„Vor drei Monaten habe ich Washington verlassen."

„Haben Sie hier Beziehungen? — Oder wie kamen Sie sonst darauf, hierher zu fahren?"

Oliver zögerte, ob er den Namen seines Onkels nennen sollte.

Wood bemerkte dieses Zögern und sagte: „Wenn ich Ihnen helfen soll, müssen Sie mir meine Frage wahrheitsgetreu beantworten."

Da nannte Oliver den Namen seines Onkels und mußte auch dessen Adresse notieren. Mit der Aufforderung, sich in ein paar Tagen wieder zu melden, wurde er von Hauptmann Wood ziemlich kühl verabschiedet. —

Als Oliver später auf der kleinen Terrasse seines Hotels beim Lunch saß, nahm ein junger Mann ihm gegenüber an einem Tisch Platz und bestellte sich etwas zu essen. Sofort hatte Oliver das Gefühl, diesen Menschen schon früher gesehen zu haben.

Da trafen sich ihre Blicke, ein Lächeln des Erkennens ging über das Gesicht des jungen Mannes, er erhob sich und trat an Olivers Tisch: „Oliver Barring — nicht wahr?"

Und plötzlich wußte auch Oliver, wen er da vor sich hatte: einen Schulkameraden, mit dem er einst eng befreundet gewesen. Seit ihrer Knabenzeit hatten sie sich nicht mehr gesehen. „Ralf Murray! Bist du's wirklich?"

Sie schüttelten sich die Hände und sahen einander lachend in die Augen.

„Mensch, Oliver! In Haiti muß man sich also wiedersehen! Was treibst du denn hier?"

„Eigentlich gar nichts. Ich habe eine Vergnügungsreise gemacht, bin dabei in eine kleine Revolution hineingekommen und... ja, weiter eigentlich nichts. Und du? Seit wann bist du denn hier?"

„Seit diesem Morgen."

„Und was führt dich hierher, Ralf?"

„Mein Dienst. Ich soll hier die Zollverhältnisse studieren und eventuell sanieren."

„Donnerwetter! So weit hast du's schon gebracht, daß man dich mit solchen Aufgaben betraut — in deinem Alter!"

„Nun, wir sind immerhin sechsundzwanzig, mein Guter. Da muß der Mensch allmählich anfangen, etwas zu werden."

„Du hast ja schon früh angefangen, Ralf. Ich erinnere mich, du warst immer der Beste in der Klasse, während ich immer der Schlechteste war. Du, ich kann dir sagen, das war eine Katastrophe für mich, als ihr damals von Washington weggezogen seid. Ich hatte niemand mehr, der mir meine Mathematikaufgaben machte."

„Es ist dir doch recht, Oliver, wenn ich mich zu dir setze?"

„Was für eine Frage! Ich kann dir nicht sagen, Ralf, wie ich mich über dieses Zusammentreffen freue!"

Olivers Worte waren durchaus aufrichtig. Er empfand es wie eine Erlösung, endlich wieder mit einem Menschen seiner Rasse, mit einem Landsmann, mit einem Freund sprechen zu können. Doch Ralf Murray hatte nicht viel Zeit. Er mußte sich gleich nach dem Lunch um den neuen Dienst kümmern. Für den Abend verabredeten sie sich zum gemeinsamen Dinner, und dann wollte man unter Olivers ortskundiger Führung ein wenig bummeln gehen. —

Um die von Napoleon Touzard hinterlassenen Geschäfte kümmerte sich Oliver in den folgenden Tagen nicht mehr; es hatte sich ja seiner Meinung nach erwiesen, daß er ohne genügende Vollmacht nichts ausrichten konnte. Auch in die Geschäftsbücher warf er keinen Blick mehr. Aber er verbrachte jetzt jeden Abend im Kreise von Landsleuten. Durch Murray hatte er eine Anzahl junger Offiziere von den Besatzungstruppen kennengelernt. Diese fröhlichen Abende ließen indessen seine Barschaft immer mehr zusammenschmelzen. —

Gegen Ende der Woche ging Oliver wieder zu Hauptmann Wood. Voller Hoffnung auf günstigen Bescheid trat er ein.

Doch der amerikanische Offizier blickte ihm mit einem bösen Ausdruck entgegen, bot ihm keinen Platz an und fragte ohne weitere Begrüßung: „Weshalb haben Sie mir die Unwahrheit gesagt? Das Mädchen, das Sie heiraten wollen, ist ja eine Farbige! — vom allerdunkelsten Negerschwarz! Ihr Onkel und zwei haitianische Gentlemen haben mir das bestätigt. Schämen Sie sich denn nicht? — als Nordamerikaner? — als Angehöriger der weißen Rasse?"

Oliver wollte etwas erwidern, aber Hauptmann Wood rief erbittert: „Nein, schweigen Sie! Wenden Sie sich mit Ihren schmutzigen Affären gefälligst direkt an die haitianischen Behörden! Es ist eine Frechheit, auch noch um meine Unterstützung zur Beschleunigung einer solchen Schweinerei zu bitten! — Nein, ich will gar nichts hören! Belästigen Sie mich nicht länger!" —

Wie ein geprügelter Hund schlich Oliver nach seinem Hotel zurück und warf sich in dem kahlen Zimmer verzweifelt auf sein Bett.

Bald darauf klopfte es an seiner Tür. Er sprang auf und öffnete.

Draußen stand Champagne mit einem Brief.

„Das soll ich abgeben. Es ist bei Monsiou Sprink angekommen."

„Woher weiß man denn, daß ich hier wohne?"

„In Port au Prince wissen alle alles."

Oliver griff in die Tasche und reichte Champagne ein Geldstück: „Da! — als Botenlohn."

Doch der schwarze Bursche sagte frech grinsend: „Ich darf von dir kein Geld mehr nehmen. Mr. Sprink hat es mir verboten."

„Dann scher dich!" rief Oliver zornig und warf krachend die Tür hinter ihm zu.

Der Brief war aus Washington von Olivers Mutter. Sie hatte unterdessen durch ihren Bruder von den Heiratsplänen erfahren. Nun beschwor sie ihren Sohn, von diesem Irrsinn abzulassen, seine Familie nicht in solches Unglück zu stürzen, seinen guten Namen nicht in den Schmutz zu ziehen. — In diesem Ton ging es ein paar Seiten lang. Dann folgten Drohungen mit Enterbung, die Versicherung, daß er keinen Pfennig mehr von ihr erhalten würde, und zum Schlusse hieß es:

> ... Ich habe Onkel John das Geld für Deine Rückreise angewiesen. Es bedarf nur eines Wortes von Dir, daß Du zur Abreise bereit bist, und er wird Dir die Karte für das Schiff schicken. Besser aber wäre es, Du würdest sie selber Dir bei ihm holen und diese Gelegenheit dazu benutzen, ihn um Verzeihung dafür zu bitten, daß Du ihm seine monatelange Gastfreundschaft so schändlich gelohnt hast... Die Unterschrift unter diesem Brief lautete:
>
> ‚Deine tiefunglückliche Mutter'.

Aber Oliver dachte an seine schwere Schuld, an sein Gelübde und auch an Dianes Schönheit. Und er zerriß den Brief mit einem verächtlichen Auflachen. —

Als er am folgenden Sonntag beim Frühstück auf der Terrasse saß, erschien Ralf Murray mit einer wahren Leichenbittermiene und sagte: „Ich habe dich etwas zu fragen, Oliver. Mir ist da etwas zu Ohren gekommen, was ich eigentlich kaum glauben kann: du wolltest eine Eingeborene heiraten. Das ist doch Unsinn, nicht wahr?"

„Eine Haitianerin — ja, das stimmt schon, aber..."

„Es soll eine Dunkelhäutige sein, — keine weiße Haitianerin, — was es ja wohl auch geben soll."

„Du mußt mich erst einmal anhören, Ralf, ehe du..."

„Mich interessiert nichts, als zu wissen, ob das wahr ist. Ja oder nein?"

„Ja — allerdings; aber mir scheint, daß ist meine eigene Sache, ob ich..."

Ralf Murray wendete sich wortlos von Oliver ab, setzte sich, ihm den Rücken zukehrend, an einen anderen Tisch und rief dem Kellner zu: „Bring mir mein Frühstück hierher! Ich möchte allein sitzen." —

Diesen Sonntag verbrachte Oliver wieder einsam.

Als er gegen Abend ausging, um etwas Luft zu schöpfen, kamen ihm drei von den amerikanischen Offizieren entgegen, mit denen er in letzter Zeit fast täglich zusammengewesen. Als er sie begrüßen wollte, wendeten sie die Köpfe zur Seite und taten, als sähen sie ihn nicht. —

In der Nacht bekam Oliver einen zweiten schweren Malariaanfall. Einsam, verzweifelt, elend und ohne ordentliche Pflege lag er auf seinem Bett und wünschte sich nichts, als zu sterben.

Diesmal dauerte die Attacke zwei volle Tage. Als es ihm ein wenig besser ging, schrieb er zwei Briefe.

Der erste war an Mr. Sprink gerichtet. Es hieß darin:

> ... Sende mir also bitte für das von Mutter überwiesene Geld eine Karte für den am nächsten Freitag nach Newyork abfahrenden Dampfer. Den etwa verbleibenden Rest erbitte ich in bar, da ich sonst meine Hotelrechnung nicht bezahlen kann...

Der zweite Brief, den er durch einen Boten dem alten Tristan zur Weiterbeförderung zustellen ließ, lautete:

> Geliebte Diane! In Eile teile ich Dir mit, daß ich telegraphische Nachricht von einer schweren Erkrankung meiner Mutter erhalten habe. Ich muß schleunigst nach Washington zu ihr reisen. Von dort erhältst Du ausführliche Nachricht. Auf baldiges Wiedersehen! In inniger Liebe! Dein Oliver!

17.

Eines Abends nach zehn Uhr — etwa sechs Wochen nach Oliver Barrings Abreise von Haiti — hörte der alte Tristan, als er eben zur Ruhe gehen wollte, ein Klopfen an der Haustür. — Seit Diane bei ihrer Großmutter im Gebirge weilte, kam fast niemand mehr in das verödete Haus; höchstens ab und zu einer von den amerikanischen Offizieren, in der Absicht, die schöne Villa zu mieten. Zu so später Stunde aber hatte seit dem Tode seines Herrn niemals jemand Einlaß begehrt. — Etwas ängstlich schlich Tristan zur Tür und fragte, wer draußen sei.

„Gut Freund! — Kein Amerikaner!" antwortete eine tiefe Stimme auf Kreolisch.

„Sage erst deinen Namen!"

„Ich will ihn nicht aussprechen, — auch nicht leise. Die Bäume und Büsche haben vielleicht Ohren."

„Dann kann ich dir nicht öffnen."

„Dann in drei Teufels Namen: Pierre Escandon!"

Da schloß Tristan die Tür auf, steckte den Kopf ängstlich durch den Spalt und hob die Kerze: Vor ihm stand ein herkulisch gebauter Neger in zerlumpter Kleidung; über die Stirn des Mannes lief eine lange Narbe; sein Kinn war von einem kurzen verwilderten Vollbart umgeben. Im ersten Augenblick hielt Tristan ihn für einen der vielen Cacos, die sich noch immer einzeln oder in kleinen Trupps in der Gegend umhertrieben, und wollte ihm die Tür wieder vor der Nase zuschlagen. Dann aber erkannte er, daß es wirklich der Ex-General Pierre Escandon war. Er packte ihn also beim Arm, zog ihn hastig ins Haus und schloß die Tür wieder ab.

Dann erst sagte er nach einem tiefen Aufatmen: „General! Du wagst dich nach Port au Prince? Weißt du denn nicht, daß die Amerikaner hinter dir her sind wie die Jäger hinter dem Wild? Überall in der Stadt sind Zettel angeklebt, auf denen du beschrieben bist. Ich kann ja nicht lesen, aber man hat mir erzählt, was darauf steht: daß du im ganzen Lande herumgehst und zu den Menschen redest, damit sie einen Aufstand gegen die Amerikaner machen sollen. Die haben mehr Angst vor dir als vor einer ganzen Armee. Und wer der Gendarmerie solche Angaben machen kann, daß sie dich fassen können, der soll eine hohe Belohnung bekommen."

„Sieh mal an, mein Freund, was du mir da alles erzählst!" lachte Escandon. „Meinst du, das wäre mir neu?"

„Soll ich dich hier verstecken, General? — Wirst du verfolgt?" fragte Tristan eifrig.

„Nein, nein, Alter, du brauchst für meine Sicherheit nicht zu fürchten. Gehe nur hinauf und wecke Mademoiselle Diane! Ich muß sie dringend sprechen."

„Mademoiselle Diane ist schon seit Wochen nicht mehr hier. Gleich am Tage, nachdem man Sam umgebracht hat, hat sie die Stadt verlassen. — Weißt du denn überhaupt, General, was mit meinem armen Herrn und mit seinen beiden Söhnen geschehen ist?"

„Ja, das weiß ich. Und eben deshalb muß ich Mademoiselle Diane sprechen. Sag mir also, wo sie sich jetzt aufhält."

„Sie ist bei Mama Zouzou, der Mamaloi des Houmforts bei Goumas."

„Und wie lange bleibt sie noch dort?"

„Das ist nicht bestimmt; vielleicht noch ein paar Wochen, vielleicht nur noch ein paar Tage."

„Ist der junge Amerikaner mit ihr? Du weißt, wen ich meine? Er wohnte hier im Nachbarhause."

„Der ist nach seiner Heimat gefahren. Aber er wird wohl bald wiederkommen. Vor drei Tagen traf ein Brief von ihm ein für Mademoiselle Diane. Sie wollen, glaube ich, heiraten, sobald er wieder..."

„Genug!" schnitt Escandon kurz ab. „Wenn du einem Menschen etwas davon sagst, daß ich hier war, bezahlst du es mit deinem Leben." Damit verließ er das Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Seemann im russischen Hafen.

Hier weht ungestört die Hakenkreuzflagge. — Photographenapparate sind in Leningrad verboten. — Arbeitsrubel und Torgsinläden. — Mißwirtschaft in den „Volksküchen".

Von Dr. Klaus Spitta.

Nach den unliebsamen Auftritten, die sich beim Löschen der Ladung deutscher Dampfer, welche die Hakenkreuzflagge auch in fremden Häfen führten, wiederholt ereigneten, sah sich die Reichsregierung bekanntlich veranlaßt, den deutschen Hoheitszeichen einen erhöhten Schutz im In- und Auslande zu gewährleisten. Die deutschen Konsulate erhielten entsprechende Anweisungen, und die Anpöbelungen deutscher Schiffsbesatzungen durch marxistisch verhetzte Transportarbeiter fremder Häfen hörten wie mit einem Schlage auf.

Um so erstaunlicher mutet es an, daß in russischen Häfen die deutschen Hoheitszeichen getrost gezeigt werden können, ohne daß sich ähnlich beschämende Zwischenfälle wie in Skandinavien ereignen. „Die deutsche Hakenkreuzflagge wehte munter im Winde", berichtet jüngst ein finnischer Seemann, der zur Besatzung eines im Hafen von Lenin gelöschten Frachtdampfers gehörte, nach seiner Rückkehr in die Heimat. „Niemand fühlte sich durch sie herausgefordert. Kein Russe sah sich bemüßigt, an ihr sein bolschewistisches Mütchen zu kühlen. Solche Demonstrationen gegen das neue Deutschland scheint man dort mit Kußhand den klassenbewußten marxistischen Hafenarbeitern in anderen Ländern zu überlassen." — Soweit dieser Gewährsmann. Wenn es den Bolschewisten bisher in ihrer eigenen Heimat verboten war, gegen das neue Deutschland zu demonstrieren, so sprachen dabei wohl in erster Linie wirtschaftliche Erwägungen mit. Ausländer bleibt für die Sowjetbehörden Ausländer, solange er auf russischem Boden gut in ausländischer Währung bezahlt! Die deutsche Reichsmark eines Nationalsozialisten ist der geldhungrigen russischen Regierung mindestens ebenso lieb wie die Krone eines skandinavischen Schiffskapitäns, der sein demokratisches Herz durch antifaszistische Bemerkungen glaubt in Leningrad oder Archangelsk offenbaren zu müssen. Und so wird der sowjetrussischen Bevölkerung durch Presse und Rundfunk zwar jeden Tag die amtliche Meinung eingehämmert, der deutsche Nationalsozialismus müsse wie der Faszismus durch eine glorreiche Weltrevolution zerstampft werden, aber wenn ein deutscher Dampfer mit der Hakenkreuzflagge einen der russischen Häfen anläuft, so empfängt man ihn mit geziemender Aufmerksamkeit. Wirtschaft, Horacio!

Besagter finnischer Seemann erhielt durch Zufall auch einen wahrheitsgetreuen Einblick in das Leben und Treiben einer russischen Hafenstadt. Sein Kapitän versuchte Ladung für die Rückfahrt in Leningrad zu bekommen, erhielt aber keine, da inzwischen ein von den finnischen Sozialdemokraten und Kommunisten geschürter Seemannsstreik in Helsingfors ausgebrochen war. Ein finnischer Kommunist hielt donnernde Brandreden von einer Kaimauer des Hafens von Leningrad aus, und so wagte kein Russe, den Helsingforser Dampfer neu zu laden. Für die Mannschaft des Schiffes bedeutete dies verlängerten Landurlaub, der sich über mehrere Wochen ausdehnte. So lange währte der finnische Seemannstreik.

Die unfreiwillig Feiernden erhielten zunächst von der Leningrader Hafenverwaltung einen Paß, der sie zu ungehindertem Betreten sämtlicher Kais und Anlagen samt Kneipen und Kantinen ermächtigte. Der Paß kostet nichts. Wer ihn aber verliert und einen neuen haben will, muß für die Neuanfertigung sage und schreibe 300 Rubel blechen. Auf diese Weise suchen sich die Sowjetbehörden dagegen zu schützen, daß die Ausweise in solche Hände gelangen, die den Bolschewisten nicht behagen (Gegenrevolutionäre, Spione u. a.). Die erste Frage, die übrigens an unseren Seebären und seine Kumpane von dem visitierenden russischen Zollbeamten gestellt wurde, lautete: „Besitzen Sie einen Photographenapparat?" Traf dies zu, mußte der Mann zurück in seine Koje und die Kamera dem Beamten ausliefern, der diesen für sowjetrussische Begriffe staatsgefährlichen Gegenstand in Verwahrung nahm und versiegelte. Kein Ausländer darf ohne Genehmigung der Sowjets in Leningrad die unschuldigsten Aufnahmen machen. Er könnte dadurch Bilder mit in seine Heimat bringen, die in keinem der Potemkinschen Dörfer zu finden sind, die dem Ausländer als Paradestücke des neuen Rußlands gewöhnlich gezeigt werden.

Was nun den finnischen Seebären im Hafen sogleich in die Augen fiel, waren gewisse Klassenunterschiede, die im Sowjetparadies doch angeblich beseitigt sein sollten. Regierungsbeamte und Parteifunktionäre tragen sich mit europäischer Eleganz, während die große Masse der Arbeiter und Angestellten in zerlumpter Gewandung herumläuft. Schuhe und Stiefel scheinen heute für die meisten werktätigen Russen ein unerschwinglicher Luxus geworden zu sein. Dafür trägt man schlechtsitzende Anzüge, Mäntel und Kleider aus denkbar minderwertigem Material. Selbst die Mehrzahl der Schwerarbeiter hat kein besseres Los. Die russischen Hafenarbeiter machen größtenteils einen völlig unterernährten Eindruck. Sie leisten dementsprechend nicht die Hälfte der Arbeit, wie sie von ihren Kollegen in anderen Ländern bewältigt wird. Die Verpflegung der im Hafen von Leningrad beschäftigten Angestellten und Arbeiter spottet fast der Beschreibung. Nur die bevorzugte Klasse der Beamten, Parteifunktionäre und Soldaten darf sich noch sattessen, alle anderen Russen hungern buchstäblich. Wie Stückvieh vor den Trog werden täglich die Scharen der Werktätigen zusammengetrieben und empfangen von Gemeinschaftsküchen in übelriechenden, unsauberen Baracken ihre kärglichen Mahlzeiten. Der Geruch von minderwertigen Fetten und schwitzenden Menschen war selbst für die gewiß nicht verwöhnten Nasen finnischer Teerjacken so unerträglich, daß sie fluchtartig diese „Volksküchen" verließen.

Sie gingen in einen der Torgsinläden, in denen der Ausländer zu Neppreisen alles kaufen kann, wenn er nur in fremder Währung zahlt. Hier hat der russische Arbeiter, Angestellte und Händler nichts verloren. Seine kümmerlichen „Arbeitsrubel" reichen dafür nicht aus. Wohl aber sieht er seine wohlbestallten Genossen in diesen Läden ein und ausgehen und ballt dann in ohnmächtiger Wut die vom Hunger mager gewordene Faust. Das Sowjetparadies ist der größte Humbug des zwanzigsten Jahrhunderts! Diesen Eindruck nahm ein finnischer Seemann von seinem unfreiwilligen Rußlandaufenthalt in die Heimat mit.

Auch Forstschädlinge sind nützlich.

Die Erhaltung unseres Waldes.

Von Dr. Raoul H. Francé.

Es ist eigentlich eine Gedankenlosigkeit, wenn wir allerzeit das Wort Wald in den Mund nehmen, obwohl sich sämtliche Naturkenner und Förster längst einig darüber sind, daß wir fast nur mehr Forste besitzen. Was ist ein Wald? Eine frei nach den Naturgesetzen zusammenlebende, harmonisch geordnete Gemeinschaft von Boden- und im Boden wurzelnden Pflanzen und von Tieren jeder Art. Und ein Forst? Das ist eine Umformung des Waldes durch Auswahl und Unterdrückung zugunsten des Holzhandels. Ökonomische und nicht Naturgesetze bestimmen sein Wesen. Es sind nicht die von Natur aus wachsenden Bäume, sondern nur die „gezüchteten" da, es fehlen das Unterholz, Busch, Gestrüpp und Waldblumen, weil man durch ihre Ausrottung den Wuchs und die Entwicklung des Nutzholzes begünstigen wollte. Damit fehlt den Waldvögeln die Nistgelegenheit, und sie verlassen den Wald. Das Unterholz ist auch die natürliche Äsung des Wildes im Winter, so wie ihm in der Feldmark Hecke und Rain Nahrung und Deckung bieten. Aber sie sind ebenfalls gerodet. Weichhölzer, Brombeergestrüpp, die Dornbüsche, alles macht der „rationellen Land- und Forstwirtschaft" Platz. Und damit hat sich die große Wandlung vom Wald zum Forst, eine grundlegende Änderung der Gesamtnatur, vollzogen.

Man schleppe also in Sprache und Denken nicht mehr alte, längst nicht mehr bestehende Begriffe nach, sondern sehe der Wirklichkeit von heute ins nicht schöner gewordene Auge. Man hat dem Wild die natürliche Lebensmöglichkeit eingeengt und sogar genommen und kann sich daher nicht wundern, wenn in einem so harten Winter wie dem von 1928/29 in Norddeutschland fast die Hälfte aller Rehe, ein Großteil sämtlicher Hasen und Rebhühner eingegangen ist, wenn das Hoch- und Niederwild geradezu verschwindet.

In Wirklichkeit fehlt in unseren westlichen Forsten — um nur bei den Säugetieren zu bleiben— schon fast alles bis auf Mäuse, Eichhörnchen, Wiesel und Maulwurf. Nur die vernünftigsten Jäger dulden in ihren Beständen etwas Raubzeug, etwa Füchse, aus der alten Weidmannserfahrung, daß diese dann geeigneter sind, die vierfüßigen Waldbewohner gesund zu erhalten, weil ja doch nur die schwächlichen und anfälligen Tiere den Räubern zur Beute fallen.

Es gibt aber, um eine Änderung dieser Verhältnisse im Sinne einer Gesundung herbeizuführen — denn diese Gegenwart der „Forste" ist alles andere denn gesund — auch höhere Gesichtspunkte als den gelegentlicher Schonung und Schonzeiten, und diese gelten auf viele Jahre und Jahrzehnte hinaus.

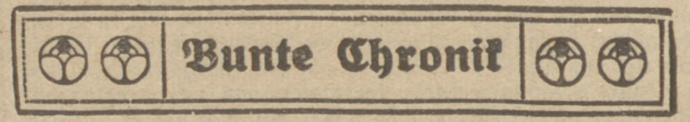
Man muß sich dazu auf den Standpunkt des Naturhaushaltes, den in diesen Jahren so viel erörterten Standpunkt der biologischen Lebensgemeinschaft stellen, um den richtigen Weg des Verhaltens zu finden. In der Lebensgemeinschaft hat jedes, aber auch jedes Geschöpf, die Spitzmaus so gut wie der Borkenkäfer und Edelhirsch, im Wald seine notwendige Rolle, und eigentlich dürfte gar nichts vertilgt werden, nur dann bleibt die vollkommene Harmonie erhalten. Aber wie die Verhältnisse vom Lebensrecht des Menschen nun einmal sind, kann er den Wald nur als sein Werkzeug brauchen und muß diese Harmonie nach seinen eigenen Bedürfnissen umformen. Aber auch von uns aus gesehen, muß sich, soll der Forst am besten als Gesamtorganismus gedeihen, manches anders gestalten als es jetzt ist. Da ist zunächst tatsächlich eine Bittschrift einzulegen zugunsten des vielgeschmähten Meister Reineke. Gehört er doch zu den größten Mäusevertilgern in Hain und Feld. Man hat schon 30 bis 40 Mäuse auf einmal in seinem Magen gefunden. Natürlich stiehlt er auch Gänse, stattet dem Hühnerhof ab und zu einen Besuch ab oder reißt ein schwaches Rehkalb nieder, verschmäht ein Häslein oder Rebhuhn nicht. Aber wo er nicht zu zahlreich auftritt, nützt er dem Landwirt mehr, als er schadet, so wie auch der längst ausgerottete Bär kein Schädling war, da er doch vorwiegend ein Pflanzenfresser und als solcher keineswegs blutdürstig ist.

Schutz und Schonung verdient auch das verachtete Kleinzeug, die vielen Waldtiere, die ohnedies alle in der Kulturwelt längst Proletarier der Natur geworden sind. Der Dachs zum Beispiel ist ein völlig unschädliches, wenn nicht gar nützliches Tier. Denn Schnecken, Schlangen, Mäuse, Insektenlarven, Wurzeln, Knollen und Pilzhüte, seine tägliche Nahrung, kann unsere Wirtschaft wirklich entbehren. Wenn er ein paar Trauben und Ähren frißt, wird man sich gegebenen Falles schon einmengen. Gleiches Lob ist den Wieseln zu zollen, die deswegen so aalschlank und behend sind, um in die Maus- und Hamsterbaue eindringen zu können. Nur das ohnedies rare Hermelin tötet Fasanen und Rebwild, das kleine Wiesel aber könnte als unermüdlicher Mäusevertilger ein Zeugnis beanspruchen. Geradezu erfinden hätte man die Fledermäuse müssen, wenn es sie zum Glück nicht, außerdem noch reichlich, gäbe. Gelten Wiesel und Eulen als schädlich, so sind sie dies höchstens als Fledermausjäger; diese im Flug unglaublich behenden, in der Ruhe aber plumpen Tiere besitzen überdies zahllose Feinde, unter denen übrigens Marder, Iltis und Hauskatze obenanstehen. Wir Menschen haben alle Ursache, die Fledermaus zu schonen, denn sie setzt in der Nacht das Werk der Singvögel fort. Mit Vorliebe nährt sie sich von den Nachtschmetterlingen, deren Raupen die Wald- und Obstbäume verheeren (Prozessionsspinner!), oder sie fängt Maikäfer; man hat beobachtet, wie eine Fledermaus zwölf der großen Käfer bei einer Mahlzeit bewältigte.

Was sie oberirdisch tut, das besorgen Maulwurf und Igel am Boden und unter der Erde. Die in den Nachkriegsjahren aufgekommene Sitte der Maulwurfsjagd hat der Landwirtschaft schweren Schaden zugefügt. Mit seinen spitzen Dolchzähnen zerbeißt der schwarze Wühler, der übrigens des Nachts auch oben Insektenjagd treibt, Mäuse und Insektenlarven, Schnecken so gut wie Frösche und hat als Bundesgenossen dabei den drolligen und so leicht zähmbaren Igel, den manches Haus schon als unermüdlichen Küchenschwabenvertilger hochschätzt.

Die Schädlinge der Menscheninteressen am Walde sind gerade die von den Naturfreunden geliebten und als verfolgte Unschuld in Schutz genommenen Tiere: Reh und Waldhase, das muntere Eichhörnchen und der Edelhirsch. Alle vier sind arge Waldverwüster und vom „Forststandpunkt" aus durchaus schädlich. Das furchtsame und sich durch seine Anmut einschmeichelnde Reh ist nicht weniger als der „stolze" und vornehme Hirsch in Wirklichkeit ein gefräßiger Wiederkäuer, der Laub, Knospen der Nadelhölzer, Eicheln, Buchecken verzehrt, die Bäume durch das Fegen des Geweihs und Abweiden der Rinde schädigt und dazu täglicher Gast auf den Ackerfeldern und Kulturen am Walde ist.

Trotzdem lautet vom Richterstuhl der Natur aus das Urteil über „Forstschädlinge" und nützliche Tiere gleich: Alle sind vor ihr gleichberechtigt, denn alle sind notwendig zur Erhaltung der Harmonie des Naturganzen. Und wir Menschen schädigen letzten Endes immer die eigenen Interessen, wenn wir auch nur ein Geschöpf ausrotten. Nur dämpfen dürfen wir das Überwuchern des einen oder anderen, jede Vernichtung würde sich gegen uns selbst wenden und hat es noch immer getan.



Ein aufregendes Luftabenteuer.

Ein Flugzeug, das anläßlich des Flugwettbewerbs um den Pokal des Königs Alexander über Mostar aufgestiegen war, erlitt in der Luft eine geringfügige Panne. Der Pilot, der den sicheren Tod vor Augen sah, rief seinem Begleiter zu, im Fallschirm abzuspringen, um sein Leben zu retten. Er selbst sprang aus dem Flugzeug und landete wohlbehalten mit dem Fallschirm in der Nähe des Flugplatzes. Zum Erstaunen der Zuschauer, das sich gleich darauf in Entsetzen verwandelte, blieb das Flugzeug jedoch in der Luft. Der Beobachter, Leutnant Panitsch, war in den Pilotensitz geklettert und versuchte, die Maschine zu retten, obwohl er noch nie am Steuer eines Flugzeuges gesessen hatte. Den Zuschauern lief ein kalter Schauer über den Rücken, als sie sahen, daß die Maschine die wahnsinnigsten Kunststücke ausführte: bald steil emporstieg, dann wieder sekundenlang herunterstürzte, sich überschlug und im letzten Augenblick das Gleichgewicht wiedergewann. Über eine Stunde dauerte dieses aufregende Schauspiel. Doch der tollkühne Pilot hatte Glück. Durch Zufall erwischte er den richtigen Hebel und konnte zur Landung niedergehen. Die Maschine setzte hart und ungeschickt auf den Boden auf, Leutnant Panitsch trug einige Hautabschürfungen davon, aber er war gerettet. Unter dem Jubel der Menschenmenge wurde er im Triumph nach der Stadt getragen.



Guter Rat.



Gefängnisarzt: „Ja, guter Mann, Sie dürfen nicht zuviel Bier trinken und vor allem gehen Sie bei diesem schlechten Wetter nicht aus!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.